

Wollt ihr die totale Kultur?

Der italienische Philosoph Francesco Masci entzaubert die kreative Dauerfeier in Berlin VON ALEXANDER CAMMANN

ESSAY

Es ist eigentlich ja merkwürdig, was mit dieser Stadt in den vergangenen Jahren passiert ist. Berlin war zwar noch nie eine normale Millionenmetropole, wie es sie mehr oder minder aufregend anderswo auch gibt. Denn hier herrschte immer die hässliche Weltgeschichte: Hitler und Honecker, Führerbunker und Mauer überformten alles, was es sonst noch so gab. Aber heute, ein Vierteljahrhundert nach dem Mauerfall, fragt man sich zwischendurch perplex, ob die Stadt überhaupt real existiert. Berlin ist zu einer tausendfach erzählten Mythenlandschaft geworden, zum Tag-und-Nacht-Traum der vereinigten Party-People aller Länder, zur Projektionsfläche für Provinzlerfantasien und den dachgeschosstauglichen Enthusiasmus globaler Eliten. Berlin: ein genauso oft verhasstes, jedenfalls seltsam unruhiges Zauberwort, das durch Köpfe auf allen Kontinenten geistert – ganz anders als London, Paris, New York oder Tokio, die allesamt auf eine statische, ausgerichtete Weise glanzvoll klingen. Berlin hingegen ist momentan die stärkste urbane Verheißung der westlichen Welt – wo für auch immer.

Für uns Ureinwohner ist diese Entwicklung etwas kurios. Klar, unsere Stadt ist schon toller als alle anderen, aber muss man die Ärmste deshalb ständig mit tonnenschwerer Bedeutung überladen? Das machen besonders gern zugereiste Sinnsucher, die hier ihre Selbstverwirklichungs- und Freiheitslebnisse finden wollen, während wir den unambitiösen Alltag aus Mittelmaß und Wahn zu schätzen wissen. Die leuchtenden Augen dieser Spezies quittieren wir lächelnd, eher generös als genervt – jüngst zum Beispiel die des amerikanischen Reporters Nick Paumgarten, der sich für den *New Yorker* auf zehn Seiten noch mal in ekstatische Berliner Clubnächte stürzen durfte. Sie kommen uns recht, wir müssen zugeben: Ohne sie würden wir uns mit uns selber langweilen. Grotesk bleibt es dennoch, wie schnell die Sinnsimulationsmaschine namens Berlin die Realien in symbolische Imaginationen verwandelt – so jüngst das Tempelhofer Feld, jenes Gelände des stillgelegten Flughafens um dessen etwaige harmlose Randbebauung sofort ein Kampf entbrannte, über den in der kommenden Woche eine Volksabstimmung befinden wird.

Ursache für den globalen Sog der Stadt ist ihre Armut. Auch wenn die Mieten allmählich steigen, gilt Berlin nach wie vor als nicht kapitalistische Zone. Alle kommen her, machen ihr nicht unbedingt megaprofitables Ding, aber dafür was mit Kunst, und abends dann Dauerparty in Neukölln. Garantiert herrschaftsfrei und völlig selbstbestimmt.

Aber einer schmeißt jetzt einen Stein mitten in diese kreativ-kulturelle Dauerfeier. Der italienische Philosoph Francesco Masci gibt den Partyschreck und hat ein furioses Pamphlet geschrieben: *Die Ordnung herrscht in Berlin* ist der seit Langem aufregendste theoretische Text über die Stadt – auch wenn unsereiner mal wieder unter der Bedeutungslast ächzt, die dieses schmale Sinnsucher-Buch Berlin aufhast. Der kleine, äußerlich an einen existenzialistischen Ex-Punk erinnernde Philosoph, der in Paris lebt, war seit 1988 oft in Berlin, das der 46-Jährige sogar als »zweite Heimat« bezeichnet; für ein paar Jahre wohnte er hier. Jetzt hat er seine Ge-

neraldeutung geliefert – im Gestus der Entlarvung. Masken ab! Der Titel seines Essays ist ein Zitat, das aus dem letzten Artikel Rosa Luxemburgs in der *Roten Fabrik* kurz vor ihrer Ermordung 1919 stammt. Was damals die Freikorps verrichteten, so Mascis These, bewirke heute die Allmacht der »absoluten Kultur«: eine »befrie-

nen, dass Kultur bei ihm negativ besetzt ist), denn »anstelle der fröhlichen Koexistenz verschiedenartiger Stile ist das Nichts erschienen«. Von der ominösen »absoluten Kultur« wird behauptet, sie sei der furchtbare Krake unserer Zeit, »ein ununterbrochener Strom von Bildern und Ereignissen, in dem die Unterschiede zwi-

Benjamin-Lektüre. So raunt es immer wieder kräftig, stilistische Eleganz wechselt mit verschwimmten Verstiegenheiten und rhetorischen Gesten.

Aber Masci kennt die Stadt und ihre Clubs, Tresor, Berghain, Cookies Cream und Volksbühne tauchen auf, ja selbst Christiane F. und ihre »menstruationsrot gefärbten Haare«. Er lässt Geschichte assoziativ aufblitzen, die gespaltene Stadt von einst: »auf den Ruinen dieser zwei Welten, die einerseits durch Zwang, andererseits durch das Versprechen zusammengehalten wurde«, sei »eine Freiheit, die die Ordnung nicht gefährdet« entstanden. Diese totale Entpolitisierung ist für Masci ein globales Menetekel, und daher beschreibt er zwar Berlin, jedoch als Avantgarde eines viel größeren Verhängnisses, um das er sich eigentlich sorgt: die Stadt als »Vorposten einer kulturellen Welteroberung«, in deren Verlauf sich Differenzen in sämtlichen Lebensbereichen in einer endlosen Abfolge von Distinktionen, Trends, Moden und Stilfragen auflösen.

Das ist nun nicht neu: das Leiden am Moloch Großstadt, gepaart mit dem Frontalangriff auf die verwerfliche Gegenwart. Doch wer heute eine spannende Form der Kulturkritik sucht, wird in Mascis Remix dennoch fündig. Masci entdeckt das Ende der Freiheit im Ordnungswillen des Berghain-Türstehers, der »mit einer einfachen Kopfbewegung über Einlass oder Abweisung Auskunft gibt«. Spaßig ist seine Beschreibung der Berliner »Spezialisierung auf das Nachleben, die wie eine Karikatur von Hitlers Plänen wirkt, Paris zum Bordell Europas zu degradieren«. Zu viel eingeworfen hat er beim Clubben aber wohl doch, wenn er meint, die »Verzweiflung über die irrationale Trennung« der Stadt vor 1989 sei »dem Glück vorzuziehen, zu dem die Stadt heute verurteilt ist: dem wattierten Glück am Morgen nach dem Rave, der kein Ende nehmen will«. Herrlich ironisch hingegen die Passage über ein besetztes Haus als entpolitisierte Touristenattraktion, das zudem den »Charme eines religiösen Refugiums« für einstige Aktivisten verströme.

»Fun ist ein Stahlbad«, so tönten einst Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in ihrer *Dialektik der Aufklärung*. Francesco Masci will die Aktualität dieses Satzes mit aller Macht vorführen; das hat gewiss auch etwas Verbiestertes. Dennoch wünschte man sich, dass der neue, aus dem Musikentertainment stammende Berliner Kulturstaatssekretär Tim Renner Mascis Attacken auf die totale Entertainingisierung der Stadt lesen würde – als Typus ist Renner ein perfekter Beleg zur Diagnose des Italieners: »Das Individuum ist nur noch ein von vielfältigen Bildern durchwandertes offenes Feld.«

Wir verdanken Masci die Entzauberung herrschaftsblinder Partyseligkeit. Wenn wir uns aber am Kottbusser Tor ins Gewoge der Nacht stürzen oder durch die Straßen von Neukölln ziehen, wo mancherorts überwiegend englisch oder spanisch gesprochen wird, vorbei an den schummrigen Bars der hedonistischen Internationales, können wir das dann doch gar nicht so schlimm finden. Denn das tröstliche, nun schon jahrhundertealte Geheimnis der Stadt bleibt von alledem unberührt. Berlin überlebt wirklich alles – auch seine Deutungen.



Garantiert herrschaftsfrei und selbstbestimmt, alle Unterschiede zwischen Moral und Ökonomie sind dahin: In Berlin ist alles Party

dete Gesellschaft«, diesmal »unter dem neuen Regime der Kultur«.

Was genau Masci mit solchen Begriffen meint, ist nicht immer leicht zu verstehen, aber wer weiterliest, wird sich allmählich in diesen Sound einhören. Masci entdeckt in Berlin das Ende von Politik und Wirtschaft als historische Ausprägungen von Interessenkämpfen. Das wirkt einleuchtend, denn nirgendwo sonst scheinen beide Sphären so oft matt und ausgeblutet zu sein: »Hier, wo die Politik im Verlauf des 20. Jahrhunderts die sichtbarsten Spuren ihrer eigenen Niederlage hinterlassen hat, erscheint der Übergang zu einer neuen, durch die absolute Kultur bestimmten Herrschaftsform unaufhaltsam.« Positiv meint er das keineswegs (und man muss sich erst einmal daran gewöh-

nen Moral und Ökonomie, öffentlich und privat, Verantwortung und Vergnügen vollkommen aufgehoben sind«. An die Stelle von Auseinandersetzungen, Debatten und Entscheidungen sei das kurzlebige Nacheinander von News und Events getreten. Politische Kämpfe seien domestiziert als »Krawall« wie der 1. Mai, jener »Karneval mit politischer Verkleidung«, wirkungslos einsortiert in den »sich zyklisch wiederholenden Zeitrhythmus von Erwartung und Eintritt des Ereignisses« in einer Stadt, in der selbst der Clubbesuch als Widerstandsakt gegen eine Welt daherkommt, die ohnehin nicht mehr existiere.

Mascis Traktat klingt, als ob er mit Botho Strauß und Giorgio Agamben durch Berlin spaziert wäre, unterbrochen von gemeinsamer

Wahnsinnig gut, wie New York

Das erste Mal und die Liebe: »Anna Karenina«

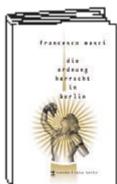
Ich gestehe: Ich habe *Anna Karenina*, den berühmten Tolstoi-Roman, jetzt erst, mit 43 Jahren, gelesen. Allen, die dieses Buch, so wie ich bis vor ein paar Wochen, noch nicht kannten, habe ich große Nachricht zu verkünden: Himmel, was ist das, bitte, für ein grandioses gutes Buch!

Wir *Anna Karenina*-Erstleser sind ein bisschen wie die, die zum ersten Mal nach New York kommen: Es hat so absolut nichts Originelles, von New York und von *Anna Karenina* zu schwärmen. Aber das ist ganz gleich. Der Mensch steht zum ersten Mal am Süden des Central Parks, er liest zum ersten Mal, wie der Gutsbesitzer Lewin sich mit seinen Arbeitern auf dem Feld zur Mittagspause niederlässt, alle Bitternis, alle seelische Not und der Stress der Großstadt von ihm abfallen und ihm das Leben auf dem Land als das einzig wahre, gesunde, erstrebenswerte erscheint: Da wird die Welt ganz konkret deshalb ein Stück besser, weil es diese Stadt und diesen Roman gibt. Es bedeutet ein eigenes, ein ganz besonderes Glück, sich hinten in der Schlange der vielen, die New York längst als die schönste Stadt und *Anna Karenina* als den besten Roman erkannt haben, einzureihen.

Was ist denn jetzt so wahnsinnig gut an diesem Roman? Er treibt so brutal nach vorne. Irgendwie ist es ja doch ein ewig gültiges Kriterium für ein gutes Buches, dass der Stoff Geschwindigkeit aufbaut und den Leser durch die Seiten peitscht. *Anna Karenina* ist strikt handlungsgesteuert, alle Psychologie, das Innenleben der Figuren, teilt sich immer dadurch mit, was sich als Nächstes ereignet – und gleichzeitig findet die irreste, steilste und fesselndste Handlung natürlich genau da, in den Herzen und Seelen, statt. Nicht ein Kniff, alle nur erdenklichen Kniffs der Romankunst werden angewandt – volle Härten, volles Herz, Perspektivwechsel, Tempowechsel, Zeitraffer und Zeitlupe, Hilfe. Es ist trotz des vielen Realismus in diesem Roman so wundervoll viel Platz für die Realität der Liebe: Es ist ja alles so entsetzlich. Und schön. Und kaputt. Und wahr. Vielleicht ist das Glück von Lewin und Kitty die berührendste Liebesgeschichte, von der ich je las. Tolstoi, was war das bitte für ein mit allen Wassern gewaschener, von umwerfender Menschenkenntnis gesegneter Super-Durchblicker? Wie Anna und Wronsky ab Seite 1088, am Anfang des Endes, ihren Hass füreinander entdecken, das ist Beziehungswahnsinn genau jetzt, heute, in der Gegenwart. Dieser Roman wirkt, als lenke der Autor eine im rasenden Galopp fahrende, 80-spännige Kutsche quer durch einen Kontinent, und er bringt die Kutsche und alle Insassen sicher ins Ziel. Ich wusste schlicht nicht, dass es möglich ist, so beinhardt realistisch von der Liebe zu schreiben.

In den letzten Wochen meines Lebens gab es wenig Zeit für anderes, Freunde sehen, Bier trinken, ins Kino gehen, diese Dinge. Stattdessen nur: lesen. Es sind noch 80 Seiten. Das Ende von *Anna Karenina* nicht zu kennen ist etwa so gut möglich, wie noch nie vom Empire State Building gehört zu haben. Jetzt geht es voll ab. Jetzt steige ich in den Aufzug.

MORITZ VON USLAR



Francesco Masci: *Die Ordnung herrscht in Berlin*
A. d. Frz. von Daniel Fastner; Matthes & Seitz, Berlin 2014; 108 S., 14,90 €, als E-Book 12,99 €